

wahrheit
oder pflicht

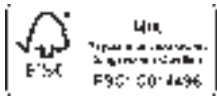
AnonyMums

wahrheit oder pflicht

Drei Mütter auf der Suche nach sich selbst

Aus dem Englischen übersetzt
von Sabine Schlimm

südwest



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Munken premium* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

ISBN 978-3-517-08846-4

© der deutschen Erstausgabe 2013 by Südwest Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,
81673 München

© der australischen Erstausgabe: Copyright © *Anonymums* 2011
Die australische Erstausgabe erschien 2011 unter dem Titel
Anonymums bei HarperCollins Publishers Australia Pty Limited.
First published by HarperCollins Publishers Australia Pty
Limited, Sydney, Australia, in English in 2011. This German
edition published by arrangement with HarperCollins Pub-
lishers Australia Pty Limited.

Alle Rechte vorbehalten. Vollständige oder auszugsweise
Reproduktion, gleich welcher Form (Fotokopie, Mikrofilm,
elektronische Datenverarbeitung oder andere Verfahren),
Vervielfältigung und Weitergabe von Vervielfältigungen
nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags.

Lektorat: Ina Raki, Bruckmühl

Layout und Satz: Nadine Thiel | kreativesatz, Baldham

Umschlaggestaltung: zeichenpool, München, unter Verwen-
dung von Illustrationen von shutterstock/Zubada und Leremy

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

817 2635 4453 6271

www.suedwest-verlag.de

Für unsere Ehemänner A, B und C

Inhalt

Einleitung _____	7
Dezember _____	17
Das erste Treffen _____	18
Mama A _____	23
Mama B _____	41
Mama C _____	70
Das zweite Treffen _____	93
Januar _____	106
Mama A _____	107
Mama B _____	135
Mama C _____	166
Das dritte Treffen _____	188
Februar _____	199
Mama A _____	200
Mama B _____	225
Mama C _____	242
Das Abschlusstreffen _____	261
Anhang _____	268
Danksagung _____	269
Quellen und Literatur _____	270

Einleitung

Irgendetwas stimmte nicht mit mir. Diese Erkenntnis hatte sich schon vor einiger Zeit in mein Bewusstsein geschlichen. Sie versteckte sich seitdem allerdings meist gerade eben außerhalb meines Blickfelds, um ab und an vollkommen überraschend aufzutauchen und mir auf die Schulter zu tippen. Sie tat das zum Beispiel dann, wenn ich gerade von einem netten Ausflug zum Zoo, zum Park oder von einem gemütlichen Frühstück zurückkam, mit meinen zwei Kindern (natürlich einem Jungen und einem Mädchen) und meinem Mann (dem Typ Partner, der immer die neue Rolle Klopapier hängt, wenn die andere gerade aufgebraucht ist). Die Stimmung war bestens, und urplötzlich hörte ich in meinem Innern plötzlich dieses Sticheln: „Warum bist du nicht glücklich? Worauf wartest du eigentlich? Was soll denn da sonst noch kommen?“

Im Laufe der Monate dachte ich immer öfter über diese Fragen nach. Irgendwie war ich schon glücklich. Ich wusste nicht, worauf ich wartete. Und was da sonst noch kommen sollte – keine Ahnung. Aber ich wusste immerhin, dass ich die Einzige war, die diese Fragen beantworten konnte. Und wenn ich nicht wollte, dass die Stimmen in meinem Kopf mich noch in den Wahnsinn trieben, dann musste ich mich auf die Suche nach den Antworten machen.

Ehrlich gesagt kannte ich die Diagnose von Anfang an. Um es mit Betty Friedan zu sagen: Es war „das Problem ohne Namen“. Und das löste in mir Schuldgefühle aus, denn schließlich hatte ich keinerlei Grund, nicht froh und glücklich zu sein – oder? Ich besaß alles, was man sich nur wünschen konnte. Ich hatte einen liebevollen Ehemann, der nicht Golf spielte und sich weder für kindische Online-Rollenspiele à la World of Warcraft begeisterte noch teure Star-Wars-Figuren sammelte. Ich hatte ganz bilderbuchmäßig einen Sohn und eine Tochter, mit denen ich gut auskam, bewohnte ein großes Haus in einem wohlhabenden Vorort, wurde von einer Putzfrau und einem Gärtner entlastet, besaß genug Geld, um fast alles zu kaufen, was ich mir in den Kopf setzte, und verdiente mein Geld als Autorin, sodass mein Job zwar den Kopf forderte, aber jederzeit unterbrochen werden konnte, wenn es zu Hause brannte (Stichworte: kranke Kinder, kranke Haustiere, krankes Auto).

Vor nicht allzu langer Zeit hatte eine meiner Freundinnen erleben müssen, wie ihr kleiner Sohn im Alter von gerade einmal 32 Wochen starb. Als ich zusah, wie der winzige Sarg hinter den Vorhängen der Friedhofskapelle verschwand, stiegen in mir brennende Schamgefühle auf, dass ich mich jemals über meine Kinder oder mein Leben beklagt hatte. Und gleichzeitig wusste ich genau, dass ich mich innerhalb kürzester Zeit bestimmt dabei ertappen würde, mindestens die Hälfte dieser Klagen zu wiederholen.

Mir wurde klar, dass ich mich die meiste Zeit wie ein Zombie fühlte – wie eine hirnlose, fremdgesteuerte Sklavin, die ausschließlich dazu da war, die Bedürfnisse zweier anspruchsvoller Kindern zu erfüllen. Allerdings war ich ein besonderer Zombie: Ich gierte nicht nach Menschenfleisch, sondern nach unaufwendigen Rezepten, für die man einfach nur zwei Konservendosen aufmachen musste. In mir war

jeder Funke meiner früheren Lebendigkeit erloschen. Allmählich fragte ich mich, warum mein Mann mich eigentlich noch an seiner Seite ertrug. Vielleicht deshalb, weil eine Untote effizienter und billiger ist, als wenn man eine Kinderfrau, eine Haushälterin und eine Prostituierte einstellen muss?

Es war noch nicht lange her, dass ich in einem Moment plötzlicher Klarheit etwas begriffen hatte: Das Gitter an unserer Haustür war keineswegs dazu gedacht, Fremde draußen zu halten. Nein, es sperrte mich im Haus ein! Na ja, zumindest wusste ich jetzt, warum meine teure Augencreme nicht wirkte – beim Teint einer Untoten hat Clinique einfach keine Chance.

Wie ein ferngesteuerter Zombie brachte ich in endloser Folge die ewig gleichen Dinge hinter mich: Essen kochen, ins Fitnessstudio gehen (um die angegessenen Pfunde wieder abzutrainieren), Spielplatz, Arzt, Supermarkt, Schwimmstunde, Kindergarten, Hort, Einkaufszentrum, schlafen. Darüber hinaus passierte gar nichts. Ich musste diese Aufgaben erledigen, die allesamt ihren festen Platz und Wochentag in meinem Leben hatten, damit die Welt nicht auseinanderbrach. Meine Schreibtätigkeit quetschte ich dazwischen, wo immer es ging. Ungefähr einmal in der Woche besorgte ich es meinem Mann – weniger, weil ich darauf besondere Lust hatte, sondern eher, weil er sonst schlechte Laune bekam. Und schlechte Laune hatte ich schon seit Längerem zu meiner Domäne erklärt.

Von Zeit zu Zeit ertappte ich mich bei seltsamen Gesprächen mit anderen Frauen. Sie waren allein dadurch meine „Freundinnen“ (mit hörbaren Anführungszeichen) geworden, dass wir irgendwann mal ungefähr zur selben Zeit einen Eisprung gehabt und Nachwuchs produziert hatten. Ich saß also mit diesen Frauen zusammen und plauderte, einen Kaffeebecher in der Hand – und auf einmal wurde mir be-

wusst, was ich da eigentlich gerade von mir gab. Ich hörte mich über Dinge jammern, über die nur wohl situierte Frauen jammern können, die an die menschlichen Grundbedürfnisse (Atmen, Essen, Trinken) schon lange keinen Gedanken mehr verschwenden müssen. Denn erst wenn diese Bedürfnisse (und einige andere mehr) befriedigt sind, kann man sich in Ruhe stundenlang über solch sinnlose Themen austauschen wie etwa, wie man das Kinderschwimmen im Familienzeitplan unterbringt und mit welchen Tricks sich die langen Wartelisten bei den guten Kindergärten umgehen lassen. Einmal musste ich mich selbst mitten in einer Jammer tirade zur Ordnung rufen, weil ich plötzlich merkte, was ich da gerade sagte: Ich hatte mich bitter darüber beklagt, dass mir die Putzfrau schiefe Falten in die Hosen gebügelt hatte (wozu man fairerweise auch noch sagen muss, dass ihr ein Arm fehlt). Was mich allerdings noch mehr als diese hohle Konversation erschreckte, war die Tatsache, dass ich plötzlich ohne mit der Wimper zu zucken Begriffe wie „Spielplatz-dates“ benutzte.

Nachdem ich mich selbst ein paarmal bei solchen Gesprächen ertappt hatte, fielen mir weitere Dinge auf – Kleinigkeiten, aber sie läpperten sich zusammen.

Das erste dieser Aha-Erlebnisse hatte ich, als ich eines Tages im Supermarkt auf meinen Einkaufszettel guckte und dort „Schwämme“ las. Das allein ist natürlich noch nicht besonders erschütternd, aber als ich zu dem Regal mit den Schwämmen kam, stellte ich fest, dass ich – Vorlieben hatte. Für bestimmte Schwämme.

In diesem Augenblick durchfuhr mich die Erkenntnis, dass ich kein Mensch mit Schwammvorlieben sein wollte. Wer eine Vorliebe für bestimmte Schwämme hat, ist so weit domestiziert, dass er der alltäglichen Hausarbeit auf einmal Bedeutung beimisst.

Das zweite Erlebnis war einfach deprimierend. Ich war von meinem Verlag zu einer Dinnerveranstaltung eingeladen worden. Sie fand in einem schicken Restaurant statt – ohne Partner. Bei Tisch wurde ich direkt gegenüber einer sehr berühmten und sehr klugen Persönlichkeit platziert, während rechts neben mir jemand saß, der zwar etwas weniger berühmt war, aber keineswegs weniger klug. Auch der Mann zu meiner Linken war prominent, allerdings nur deshalb, weil er irgendwann einmal etwas ziemlich Blödes angestellt und darüber später ein Buch geschrieben hatte. Dass er auf so unwürdige Weise zu seinem Ruhm gekommen war, wurde zu dem Strohalm, an den ich mich den Abend über klammerte. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich gerade ein Baby, das Tag und Nacht brüllte und ständig gestillt werden musste. Außerdem quälte mich seit Tagen eine hartnäckige Erkältung. Irgendwie überstand ich den Abend, aber wirklich mit Müh und Not. Mein Stolz und meine Selbstachtung jedenfalls waren am Ende der Veranstaltung so am Boden zerstört, dass sie kaum noch auf allen vieren aus dem Restaurant kriechen konnten. Mir war keineswegs entgangen, dass sich meine Tischnachbarn bedeutsame Blicke zuwarfen, wenn mein Hirn vor lauter Schlaflosigkeit und Erkältung die Arbeit verweigerte und ich der Unterhaltung nicht mehr folgen konnte. Sicher – alle hatten sich mir gegenüber unglaublich nett verhalten. Wirklich freundlich – auf diese etwas herablassende Art, hinter der unausgesprochen steht: „Nun ja, sie ist schließlich bloß Mutter und verdient ein bisschen was nebenher, indem sie seichte Frauenunterhaltung schreibt.“

Bloß Mutter.

Eigentlich war ich gern Mutter, aber ich hatte immer Angst davor gehabt, „bloß Mutter“ zu werden. Und jetzt war genau das eingetreten: Die Mutterrolle war drauf und dran, mich mit Haut und Haaren zu verschlingen.

Aber es war die dritte Sache, die das Fass zum Überlaufen brachte. Ich beschäftigte mich gerade damit, meine Tochter bei derselben Mädchenschule anzumelden, die ich selbst früher besucht hatte. Dazu mussten Fragebögen beantwortet, Unsummen Geld bezahlt und die richtigen Klamotten für die Elterngespräche ausgewählt werden. Beim Ausfüllen eines Formulars verharrte mein Stift auf einmal in der Schwebe. Eigentlich hatte ich eintragen wollen, in welchem Haus des Internats ich gewohnt hatte (die Frage diente dazu, dass man meine Tochter kurzerhand ins gleiche stecken könnte). Natürlich wusste ich, was ich schreiben musste, aber irgendetwas ließ mich zögern. Ich wusste nicht genau, woran es lag, aber aus irgendeinem Grund war ich nicht in der Lage, einfach weiterzumachen. Ich brauchte eine ganze Weile, um herauszufinden, wovor ich Angst hatte.

Zuerst dachte ich, es müsste etwas mit der Schule zu tun haben – vielleicht war sie doch nicht die richtige Wahl, oder ich drängte meine Tochter nur deshalb dazu, weil ich selbst dorthin gegangen war. Aber ich wusste genau, dass das nicht stimmte. Die Schule passte hervorragend zu ihr, und sie würde sich dort wohlfühlen. Nein, an der Schule lag es nicht.

Es lag an mir.

Ich hatte das Gefühl, mit dem Ausfüllen des Formulars die Weichen dafür zu stellen, dass meine Tochter genauso wurde, wie ich inzwischen war.

Im Endeffekt lief alles darauf hinaus, dass ich mit mir nicht im Reinen war. Ich konnte mich ja kaum noch daran erinnern, wer dieses „Ich“ überhaupt sein sollte! Ich musste etwas unternehmen, um mir meine Identität zurückzuerobern. Und zwar schleunigst. Es war höchste Zeit, ein bisschen Schwung in mein Leben zu bringen und wieder mit dem in Kontakt zu kommen, was von meiner Persönlichkeit übrig war! Irgendwann würde es nämlich zu spät sein.

Aber wie? Wie sollte Schwung in die Sache kommen? Immerhin waren einige Dinge klar – das Wichtigste: Ich wollte mich nicht in eine Affäre stürzen. An so etwas hatte ich überhaupt kein Interesse. Nach sieben Ehejahren liebte ich meinen Mann immer noch. Irgendwie. Außerdem bekam ich so viel Sex, wie ich wollte – ehrlich gesagt, sogar mehr, als ich wollte. Ich brauchte etwas anderes: Ich wollte mich wieder daran erinnern, wer ich gewesen war, bevor ich Mutter wurde, ja: bevor ich Ehefrau wurde. Damals, als ich noch ... na ja, einfach *ich* war.

Das Zweite, was feststand: Ich wollte niemandem erzählen, was ich da tat. Denn hierbei ging es einfach nur um mich. Ich wünschte mir den Nervenkitzel einer heimlichen Affäre, aber ohne Affäre. Ich wollte etwas, das mir ein Lächeln ins Gesicht zauberte, wenn ich nur daran dachte – selbst während ich im Park ein Kind auf der Schaukel anschubste, das „Höher, Mama, höher!“ rief. Was ich mir wünschte, war einfach ein bisschen Aufregung in meinem Leben – und damit meinte ich nicht, dass ich mir selbst die Erlaubnis gab, beim Großeinkauf noch ein paar Mini-Käsekuchen extra in meinen Wagen zu legen.

Und zu guter Letzt: Salsatanzen und dergleichen sollte ebenso wie eine Affäre außen vor bleiben. Meiner Meinung nach bedeutet Salsa das Ende einer Beziehung – das habe ich oft genug bei anderen beobachtet. Wenn man erst mit Salsa anfängt, ist es zu spät für Wiederbelebungsmaßnahmen.

Der entscheidende Einfall kam mir schließlich, als ich neben meiner Tochter auf dem Sofa saß und mit ihr das samstägliche Kindervormittagsprogramm im Fernsehen anschaute. Die Moderatoren spielten ein Spiel, bei dem sie ein großes Glücksrad drehten, das entweder auf „Wahrheit“ oder auf „Pflicht“ stehen blieb. Meine Tochter wollte wissen, worum es dabei ging.

Als ich von meiner Zeitung aufblickte und die beiden Begriffe sah, war mir, als setzte mein Herzschlag einen Augenblick aus. Wahrheit oder Pflicht. In meinem Inneren machte es klick, und sofort wollte ich bei dem Spiel mitmachen. Aber auf Mama-Art.

In diesem Moment wurde die Saat für die Idee gelegt. Von Zeit zu Zeit, wenn ich nicht gerade damit beschäftigt war, „Joghurt“, „Reiswaffeln“ oder „Windeln“ auf den Einkaufszettel zu schreiben, beschäftigte ich mich mit meiner neuen Idee, dachte darüber nach, betrachtete den Gedanken von allen Seiten und entwickelte ihn weiter.

Monate vergingen mit Nachdenken, bevor ich aktiv wurde. Wenn ich Mitspielerinnen haben wollte, dann mussten die Frauen unbedingt zu mir passen. Von den meisten anderen Müttern in meiner unmittelbaren Umgebung hatte ich die Nase voll – sie waren bloße Bekannte, keine Freundinnen. Für mein Spiel brauchte ich Frauen, die kein Blatt vor den Mund nahmen. Die ihre Worte und Gedanken nicht mit Zuckerguss überzogen, weil Mütter das nun einmal so machen. Andererseits konnte ich auch nicht auf Freundinnen zurückgreifen, die mich bereits gut kannten – sie hatten einfach zu feste Vorstellungen von der Person, die ich war. Die Sache erwies sich also als ziemlich kompliziert. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis ich die sorgfältig handverlesenen Teilnehmerinnen für meine Spielidee beisammenhatte. Und als es endlich so weit war, brauchte ich noch einmal fast genauso lange, um all meinen Mut zusammenzunehmen und sie tatsächlich zu dem Spiel einzuladen.

Irgendwann, nach einem dieser lähmenden Routinetage im Vorortgehege (bloß nicht über die Grenzen des eigenen Viertels hinausgehen, sonst kehrt man womöglich nicht wieder zurück!), schrieb ich eine kryptische E-Mail an zwei andere Mütter, von denen ich hoffte, dass sie sich ähnlich langweil-

ten wie ich. Nicht, dass ich ihnen wünschte, unglücklich zu sein – aber es wäre für mich und mein Vorhaben günstig gewesen. Denn falls sich herausstellen sollte, dass sie ein fröhliches und unbeschwertes Leben führten, dann war ich drauf und dran, mich bis auf die Knochen zu blamieren. Die eine der beiden hatte ich dreimal hintereinander auf einer Autorenenkonferenz getroffen, die ich Jahr für Jahr besuche, und bei jeder unserer Begegnungen war so etwas wie ein Funke übergesprungen. Wir hatten uns vom ersten Augenblick an gemocht und konnten hemmungslos miteinander lachen.

Der anderen Mutter war ich noch gar nicht persönlich begegnet. Ich kannte sie aus einem Online-Mütterforum. Was sie dort schrieb, klang oft herrlich bissig, und ich bewunderte an ihr den wachen Geist und ihre Bereitschaft, unverblümt zuzugeben, dass in ihrer pastellfarbenen Mamaseifenblase keinesfalls nur Glück und Zufriedenheit herrschten.

Vermutlich brauche ich es nicht zu erwähnen – es fühlte sich jedenfalls verdammt komisch an, zwei fast Fremde um ihre Telefonnummern zu bitten, damit ich sie anrufen und fragen konnte, ob sie an einem geheimen Spiel teilnehmen wollten. Und dann auch noch an einem Spiel, das über drei Monate laufen sollte! Für diese Dauer hatte ich mich entschieden, nachdem ich vor einiger Zeit an der Wand des Fitnessstudios ein Plakat mit der Aufschrift „Zwölf-Wochen-Herausforderung“ gesehen hatte. Darunter stand, dass zwölf Wochen in der Regel ausreichten, um neue Gewohnheiten einzuüben. Innerhalb dieser Zeitspanne sei es möglich, sich zu verändern und die Weichen für das eigene Leben neu zu stellen.

Das sprach mich an. Und weil ich nichts an meinem Körper verändern wollte, sondern etwas in meinem Kopf, musste ich dafür auch nicht meine zwei liebsten Lebensmittelgruppen aufgeben: Alkohol und Schokolade. Außerdem gibt es nichts Jämmerlicheres, als groß in ein Projekt einzusteigen,

nur damit es dann im Sande verläuft. Drei Monate waren ein einigermaßen überschaubarer Zeitraum. Es musste doch möglich sein, sich innerhalb von drei Monaten selbst zu finden! Ich hoffte jedenfalls, dass ich den Kontakt zu meinem wahren Ich noch nicht so sehr verloren hatte, dass mir ein Vierteljahr nicht ausreichte, um ihn wiederzufinden.

Also rief ich die beiden Frauen an und fragte einfach. Und komisch: Keine von ihnen schien den Vorschlag seltsam zu finden. Gott sei Dank waren sie genauso gelangweilt wie ich.

Wir machten also unser erstes „Treffen“ aus. Da nur zwei von uns in derselben Stadt wohnten, musste es online stattfinden – und dazu noch ungestört, was die größere Herausforderung bei der Sache war. Wenn uns nämlich gerade mal nicht die Kinder am Rockzipfel hingen und wie hungrige Möwen nach noch einem Nutellabrot kreischten, dann kamen bestimmt die Männer daher, um uns vom Platz am Computer zu verdrängen. Die Möglichkeit, sich mal ungestört zurückzuziehen, gehörte wohl der Vergangenheit an. Mich erstaunt ja immer noch, wie meine Familie es immer wieder fertigbringt, sich ausgerechnet dann vollzählig in meinem Badezimmer einzufinden, wenn ich dort bin (ja, alle sechs, die zwei Katzen mitgezählt). Als ob unser geräumiges Haus nicht noch über zwei weitere Bade- sowie jede Menge sonstige Zimmer verfügte!

Wenn allerdings unsere Großwildjagd nach den Mädchen, die wir einmal gewesen waren, von Erfolg gekrönt sein sollte, dann brauchten wir dringend eine Rückzugsmöglichkeit. Also erfanden wir am Abend unseres Gründungstreffens alle drei irgendeine Lüge (ich schob beispielsweise ein Telefoninterview vor) und schlossen die Türen zu unseren Arbeitszimmern hinter uns. Und zwar fest.

DEZEMBER

Das erste Treffen

Mama A: Hiermit eröffne ich das erste offizielle Treffen der Anonymums. Wie ich sehe, haben wir alle unsere geheimen E-Mail-Accounts eingerichtet. Das heißt, wir können jetzt über die Regeln und Vorschriften sprechen.

Mama C: Ich habe meine Hausaufgaben gründlich gemacht!

Mama B: Super! Dann fang mal an.

Mama C: Also gut.

1. Wir tun nichts, womit wir uns als Kandidatinnen für irgendeine idiotische Fernsehshow qualifizieren könnten. Will sagen: Ich werde keine Hamster an meine Genitalien tackern.
2. Wir benehmen uns anderen gegenüber nicht arschig. Ich laufe nicht durch die Gegend und erzähle kleinen Kindern, dass es den Weihnachtsmann/die Zahnfee/Paris Hilton oder sonstige erfundene Figuren in Wirklichkeit gar nicht gibt.
3. Wir tun nichts, was irgendwelche Idioten gegen uns aufhetzt. Gewalt im Straßenver-

kehr ist kein Märchen, und ich bin bloß
knapp eins sechzig groß.

Mama A: Klingt vernünftig. Und ist den Hams-
tern gegenüber nur fair.

Mama B: Mir gefallen die Regeln von Mama C
auch. Ich möchte nur noch zwei hinzufügen:
Alles, was mich dazu verpflichtet, Sex mit
anderen Männern zu haben, fällt aus - ich
bin zufrieden mit meiner Ehe, und außer-
dem bin ich zu müde dazu. Und Sprünge aus
Flugzeugen gibt's auch nicht: Ich werde
nicht aus einem Flugzeug springen, klar?
Warum? Weil ich es einfach ziemlich ... be-
müht finde. Ihr wisst schon, so nach dem
Motto: „Wie kann ich nur etwas an meinem
Leben ändern? Ach, ich weiß schon - ich
springe einfach aus einem Flugzeug!“ Und,
was ändert sich dadurch? Genau gar nichts.

Mama A: Na gut, damit scheint es dir ja
ernst zu sein. Also keine Flugzeuge. Meine
Regeln sind ziemlich einfach. Erstens:
Nichts sexuell Perverses. Ich gehe nicht
zu fiesen Swingerpartys, um mit anzusehen,
wie runzlige Alte hässliche Frauen vögeln.
Zweitens: Sowohl die Wahrheits- als auch
die Pflichtaufgaben müssen sich von Müttern
in ihrem natürlichen Lebensraum erfüllen
lassen - und damit fallen Sprünge aus Flug-
zeugen raus. Drittens: Kein Salsa. Das ist
mir genauso ernst wie Mama B die „Keine
Flugzeuge“-Regel. Salsatanzen führt ledig-
lich zu Paartherapie und von da aus direkt
zur Scheidung.

Mama C: Und mich dürft ihr auf keinen Fall zu Scrapbooking-Kursen schicken. Ich weigere mich entschieden, unter Bergen von irrsinnig teurem Papier und genauso irrsinnig teuren und dazu noch komisch geformten Scheren und Lochern begraben zu werden. Ein absolutes No-go.

Mama B: Da hat wohl jede ihre ganz persönlichen Abneigungen. Also. Wie sollen wir anfangen? Und wann?

Mama A: Okay, ich würde sagen, wir geben uns drei Monate. Jede Woche ist eine von uns an der Reihe: Ihr Leben wird komplett auf den Kopf gestellt und durchgeschüttelt, indem sie eine Wahrheits- und eine Pflichtaufgabe bekommt. Wenn also Mama B den Anfang macht, dann könnte ich mir die Pflicht ausdenken und Mama C die Wahrheit. Dann würde Mama B den Staffelstab zum Beispiel an mich weiterreichen und mir eine Wahrheitsaufgabe stellen, und Mama C wäre dann für meine Pflichtaufgabe zuständig. Entsprechend könnte ich Mama C als Nächstes in die Pflicht nehmen, während Mama B die Wahrheit übernimmt und so weiter und so fort, immer im Kreis herum. Da wir ja alle offenbar zumindest hin und wieder in die Innenstadt kommen, könnten wir uns jeweils zum Monatsende persönlich treffen und Bericht erstatten. Das würde heißen, dass jede von uns drei Monate lang jeden Monat einmal „Wahrheit“ und einmal „Pflicht“ zu erfüllen hat. Außer ...

Mama C: Wusste ich's doch, dass da noch ein „Außer“ oder ein „Aber“ nachkommen würde!

Mama B: Oder so was wie: „Haha, versteckte Kamera!“

Mama A: Außer ... dass ich finde, wir sollten diese Reihenfolge im letzten Monat, also im Februar, über den Haufen werfen und stattdessen etwas machen, das ein bisschen mehr Mut erfordert. Vielleicht könnten wir uns in diesem letzten Monat selbst eine Aufgabe stellen - eine große. Eine, bei der wir wirklich an unsere Grenzen gehen müssen. Bis dahin sollten wir schließlich unser Leben etwas genauer unter die Lupe genommen haben. Also könnten wir dann etwas verändern, das wir ganz dringend verändern wollen, oder uns noch ein bisschen weiter vorwagen oder uns irgendwie eine ganz persönliche Mutprobe vornehmen.

Mama B: Ich springe immer noch nicht aus dem Flugzeug.

Mama C: Wenn du nicht sofort mit deinen Flugzeugen aufhörst, schubse ich dich noch aus einem raus!

Mama A: Keine Flugzeuge, versprochen. Und zum Thema, wann wir anfangen wollen - wie wär's mit jetzt?

Mama B: Jetzt? Das klingt... ziemlich bald.

Mama C: Da das Ganze immerhin deine Idee war, finde ich, dass Mama B oder ich dir die ersten Aufgaben stellen sollten. Schließlich könnte das ja auch eine hinterhältige Falle sein - wir gehen hin und machen



Anonymums

Wahrheit oder Pflicht

Drei Mütter auf der Suche nach sich selbst

Paperback, Klappenbroschur, 272 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-517-08846-4

Südwest

Erscheinungstermin: März 2013

Drei Mütter – ein Bedürfnis

Wo bin ich selbst geblieben? Sie sind intelligent, selbstständig, von Herzen Mütter und verheiratet, sie schätzen das Glück in ihrem Leben – und dennoch – irgendetwas fehlt: Schockiert davon, welche Banalitäten mittlerweile einen großen Raum einnehmen, bemerken sie, dass sie sich selbst verloren haben. Und sie beschließen, diesen Zustand als eine Herausforderung anzunehmen: Über einen Zeitraum von drei Monaten spielen sie gemeinsam „Wahrheit oder Pflicht“. Ihr Ziel: sich selbst wieder näher zu kommen. Unterhaltsam und ehrlich nimmt das Buch mit auf eine Reise durch den Alltag der drei Frauen und zeigt, wie man mithilfe eines Kinderspiels wieder Witz, Charme und Energie in sein Leben bringen kann.